



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue englische Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue englische Romane.

Es liegt uns in der Tauchnitz'schen Ausgabe wieder eine ganze Reihe neuer Romane vor, die in England mehr oder minder Anklang gefunden haben, und deren Verbreitung wir in Deutschland nur bevorzugen können, weil sie nicht nur in Beziehung auf die sittlichen Grundbegriffe, sondern auch auf die gewöhnlichen Vorstellungen des Lebens uns näher stehen, als die französischen Novellen, die eine Zeitlang die ausschließliche Nahrung unseres Lesepublicums waren. Sie bewegen sich sämmtlich in der modernen Gesellschaft, und rühren zum größeren Theil von Frauen her. Ueberhaupt ist es charakteristisch, daß seit beinahe einem Jahrhundert die weiblichen Schriftsteller in England nicht nur an Zahl, sondern auch an Werth die der übrigen Nationen bei weitem überragen. In Frankreich geben die Damen von Geist und Bildung ihre Kräfte meistens in den Leidenschaften des wirklichen Lebens, oder in der Conversation aus. Die aristokratischen und puritanischen Formen der englischen Gesellschaft gewähren in dieser Beziehung einen geringen Spielraum, daher flüchtet sich alles Talent in das Gebiet der Phantasie.

Der erste Roman, den wir anzuführen haben, ist *Villette* von *Currer Bell*. Die Schriftstellerin, die sich unter diesem Namen nicht bloß in England bekannt gemacht hat, heißt eigentlich **Miss Bronte**. Sie hat ihr Incognito im vorigen Jahre abgeworfen, als sie die Novellen ihrer beiden früh verstorbenen Schwestern herausgab. Ihre beiden frühern Romane sind bekanntlich „*Jane Eyre*“ (1848) und „*Shirley*“ (1850). Die allgemeine Tendenz ihrer Schriften spricht sich schon in der Widmung des zuletzt genannten Romans an *Thackeray* aus, den sie einen Propheten der Zukunft nennt. Unter allen möglichen Bezeichnungen dürfte wol die eines Propheten für diesen Dichter die am wenigsten angemessene sein. Sein Scepticismus zerreißt die Empfindungen und Handlungen der Menschen mit einer so unerbittlichen Virtuosität, daß alles Ideal zu Grunde geht, nicht mit dem Leichtsinne eines *Voltaire*, der mit Behagen die Tollheiten der Welt genießt,

sondern mit dem bitteren Schmerz eines gefühlvollen Menschen, der an seinen eigenen Gefühlen irre geworden ist. Allein ein gewisser Sinn liegt doch in jener Bezeichnung. Die früheren Romanschreiber stellten uns gewöhnlich ideale Bilder von schönen, guten, erhabenen und starken Menschen auf, die entweder mit den Ränken der Bösen, oder mit den Zufälligkeiten des Weltlaufs zu kämpfen hatten, für deren Persönlichkeit wir also ein unmittelbares lebendiges Interesse mitbrachten, ohne daß sie sich erst die Mühe geben durften, uns dieses Interesse abzugewinnen. Die demokratische Richtung unserer Zeit hat sich nun auch auf die Poesie geworfen, und diesen Idealismus zurückgedrängt. Der neue Roman geht darauf aus, auch scheinbar unbedeutenden, von der Natur nicht begünstigten Menschen die interessante Seite abzugewinnen, und ihnen ein Bürgerrecht in der Kunst zu geben. Früher waren namentlich die Frauen in sämtlichen Romanen vollkommene Engel an Schönheit und Liebreiz, sie konnten ohne Umstände in jedes Modejournal aufgenommen werden. Heut zu Tage wird der Leser genöthigt, an anscheinend häßlichen Gesichtern allmählich tiefe Spuren geistiger Schönheit aufzuspüren — in dieser Kunst ist namentlich Balzac Meister, — oder sich auch mit einem gewissen christlichen Mitleiden solcher Gesichter anzunehmen, die in der That häßlich und unbedeutend sind. Mit dieser Idealisierung des Unbedeutenden hängt ganz nothwendig das Bestreben zusammen, das Bedeutende auf eine Weise zu analysiren, daß der Unterschied nicht so übertrieben groß ist. Allein es kommt allerdings darauf an, welche von diesen beiden Seiten vorzugsweise hervorgehoben wird. Thackeray ist bereits ein Mann in den reiferen Jahren, er hat seine Jugendzeit in dem Strudel der üppigen feinen Welt zugebracht, und nicht der innere poetische Drang, sondern die Noth hat ihn in die Reihe der Schriftsteller geführt. Als er seinen ersten Roman schrieb, war er bereits im Leben von den Illusionen seiner Jugend zurückgekommen, und darum liegt in seinem Realismus eine gewisse Bitterkeit. Bei Miß Bronte ist das Umgekehrte der Fall. Wir wissen zwar von ihrem Leben nichts weiter, wir werden aber wol kaum Unrecht thun, wenn wir annehmen, daß sie in ihrer immer wieder auftretenden Lieblingsfigur wenigstens theilweise Reminiscenzen aus ihrem eignen Leben dargestellt hat. Ein weibliches Wesen, dem das Schicksal von Anfang an nicht sehr günstig entgegen trat, die aber allmählich durch geistige Energie und durch unverdrossene Anstrengung einen ehrenvollen Platz im Leben zu erringen wußte, steht zwar die Welt nicht mit den Augen einer Ideal-Dichterin an, aber doch mit einem gewissen Behagen und Selbstgefühl. Wenn wir daher auch in diesem Roman öfter Spuren von jener melancholischen Färbung antreffen, die ihr an Thackeray so reizend erschien, so durchschauen wir leicht die künstliche Nachbildung; eigentlich hat die Dichterin immer Freude am Leben, Glauben an das Gute, und Kraft, mit den Widerwärtigkeiten, wie mit den Schwächen und Irthümern zu ringen, ohne darin unterzugehen.

Die weibliche Feder ist in einem Roman leicht herauszuerkennen; die eigentlichen Helden der Frauenromane sind Männer, wo möglich mit schwarzen Haaren, blassem Gesicht und bedeutender Statur; aber sie werden nur episch geschildert, sie sind nur der Gegenstand, die Tiefe der Empfindungswelt geht uns erst in den weiblichen Charakteren auf. — Currer Bell hat ein gutes Auge für Originale, ihre Empfindungsweise ist so wenig sentimental, daß sie aus Scheu vor der Sentimentalität zuweilen barock wird. Ihre männlichen Helden sind hart, rauh, schwer zu behandeln, zuweilen geradezu bärenhaft, und hegen ihren Vorrath von Gefühlen tief im Herzen verborgen. Sie zeichnen sich vor den gewöhnlichen Helden der Frauenromane dadurch aus, daß Jeder von ihnen eine bestimmte Beschäftigung, eine productive Stellung in der Gesellschaft hat, daß sie nicht in Poesie, Liebe, Mondschein und schwarzen Haaren aufgehen. — Die Frauen gehen mit ihren Empfindungen freier heraus, sie öffnen sich sogar viel leichter, als die Sitte in England es sonst mit sich bringt, aber es ist in dieser Hingebung bei aller Innigkeit ein gesundes und lebhaftes Gefühl, das der Sehnsucht Widerstand leistet. Wo möglich wollen sie lieben und geliebt werden, wenn das ihnen aber vom Schicksal versagt wird, so springen sie nicht ins Wasser, gehen nicht ins Kloster, werden nicht verrückt, sondern sie suchen eine Beschäftigung, die ihr Leben wenigstens theilweise auszufüllen im Stande ist, und wenn sie darüber sterben, so geschieht es wenigstens nicht ohne Kampf und Widerstand. In der Regel sterben sie aber nicht, denn Currer Bell ist nicht unnöthig grausam; eine Eigenschaft, die in unserer Zeit sehr anzuerkennen ist. — Diese Resignation ist keineswegs Mangel an Temperament, wie in der Agnes im Copperfeld, die so engelhaft passiv ist, daß man vermuthen muß, sie habe weder Fleisch noch Blut, sondern das Fieber verschmähter Liebe wüthet sehr hart und gewaltig, und es gehört eine nicht gemeine Kraft der Seele dazu, darüber Herr zu werden.

Der Kreis der Anschauungen ist bei unsrer Dichterin nicht groß, darin hat sie mit Friederike Bremer Aehnlichkeit, an die sie auch durch die Wahl ihrer Gegenstände erinnert, die sie aber an Sicherheit und Feinheit der Zeichnung bei weitem übertrifft. Die Heldin des gegenwärtigen Romans, Lucy Snowe, ist in den Grundzügen ihres Charakters das getreue Ebenbild von Jane Eyre, sie ist sogar eigentlich noch stiefmütterlicher behandelt, denn nicht blos ihre äußere Persönlichkeit wird als höchst unbedeutend geschildert, sondern in ihrem Wesen ist auch fast keine Spur jener Liebenswürdigkeit, die uns immer einnimmt, auch wo sie uns nicht fesselt. Auch in ihren äußern Schicksalen ist eine große Aehnlichkeit: sie fängt mit dem Stand einer Gouvernante an, und ist nach der Reihe in zwei Männer verlobt, die äußerst bärenhaft mit ihr umgehen. Aber es ist in der Darstellung ihrer Empfindungen und ihrer einzelnen Schicksale eine Virtuosität und zugleich eine Wahrheit, die uns Bewunderung abnöthigt. Die Dichterin empfindet so lebhaft die Details der Seele, und ihre Auffassung ist

so scharf und sicher, daß selbst die springende Form ihrer Erzählung uns niemals verwirrt. Fast alle Nebenfiguren sind auf das Vortrefflichste abgerundet, und namentlich die Zustände des Pensionats, in welchem Lucy Lehrerin ist, und welches in Billelte liegt, der Hauptstadt von Labassécour (Belgien), meisterhaft verstanden. Unter den männlichen Charakteren sind mit Ausnahme einer höchst originellen Figur, des französischen Lehrers Emanuel Paul, der sehr drollig und dabei sehr wahr geschildert ist, die meisten uns schon aus Currer Bell's frühern Romanen bekannt. Um in diese einfachen Verhältnisse etwas buntere Farben zu bringen, sind zwei brillante Frauengestalten mit in die Erzählung verwebt, Ginevra Fanshawe und Pauline Home. Die erste ist vortrefflich gemalt, und außerordentlich belustigend, die letztere dagegen, der romantische Charakter des Romans, der sehr stark an Mignon erinnert, bleibt fast ganz Arabeske, und interessiert uns nur durch einige glücklich erfundene Züge. Ferner werden wir zum Schluß noch in einige romantische Geschichten verwickelt, die aber im höchsten Grade mißlungen sind, und fast an das Lächerliche streifen, und als am Ende gar, um mit der pessimistischen Stimmung Thackeray's zu schließen, in uns die Muthmaßung hervorgerufen wird, das Schiff, welches endlich der Heldin den langersehnten Bräutigam zuführen soll, sei in einem beliebigen Sturme verunglückt, wird uns ganz albern zu Muth. Diese einzelnen verkehrten Züge könnten leicht weggewischt werden, denn sie gehören eigentlich gar nicht zur Handlung, aber sie stören uns sehr. —

Wir wenden uns jetzt zu einem zweiten Roman: *Lady-Bird* (Johanniswürmchen) von *Lady Georgiana Fullerton*. Er ist in jeder Weise das Gegentheil des vorigen. Wir bewegen uns im reinsten Idealismus, der um so zarter und ätherischer ist, da er eine katholische Färbung hat. *Lady Fullerton* hat sich durch zwei frühere Romane: *Ellen Middleton* und *Grantley-Manor*, der vornehmen Welt bekannt gemacht; namentlich der erstere war längere Zeit hindurch ein Lieblingsbuch der höhern Stände. Was das *Johanniswürmchen* betrifft, so ist es eine junge Dame von sehr lebhaftem Temperament, poetischer Anlage, und einer ziemlichen Neigung zur Coquetterie, die das Herz sämmtlicher Künstler und junger Aristokraten zerreißt, durch ihre Launenhaftigkeit in ein ziemlich unpassendes Eheverhältniß verstrickt wird, und später als gute Katholikin, durch Werke der Liebe ihren Frieden mit dem Himmel schließt. Als Gegenbild zu dieser glänzenden Erscheinung ist ein frommes Mädchen aus den niedern Ständen hingestellt, die mit einer hingebenden Liebe anfängt, und als barmherzige Schwester endigt; ein gefühl- und talentvoller, aber charakterloser Künstler und die ideale Figur eines katholischen Aristokraten vollenden die Gruppe. Die übrigen Personen, wie bunt sie auch ausgeführt sind, dienen doch mehr zur Staffage. Die Handlung, namentlich aber die Costümierung hat in der That eine poetische Färbung, man merkt überall, daß man es mit einer Dame von

Bildung und Gefühl zu thun hat; aber ihre eigentliche schöpferische Kraft kommt dieser Bildung nicht gleich, sie empfindet zwar mit Geist die richtigen Motive und Situationen, sie versteht sie aber nicht lebendig und plastisch wiederzugeben; was sie ihre Personen reden läßt, ist mehr Reflexion der Dichterin über diese Personen, als Naturausdruck. Sie geht von den Problemen aus, die sie in den Charakteren versinnlichen will, nicht von den Charakteren, aus denen sie Probleme entwickelt. Außerdem kommt durch die vorherrschend katholische Stimmung eine gewisse Mattigkeit in die Erzählung. —

Auch die Verfasserin der nächstfolgenden Novelle *Caste Avon* hat sich schon durch mehrere frühere Romane, namentlich *Emilie Wyndham* und *Ravenscliffe* dem Lesepublicum empfohlen. Sie schreibt anonym, aber ihr wirklicher Name **Mrs. Marsh** ist den englischen Journalen bekannt. Hier befinden wir uns mitten in der hergebrachten Romantik im alten Styl: ein düstres Schloß, in dem wir zuerst einem traurigen Todesfall begegnen, eine Criminalgeschichte, ein verlornen oder geraubter Sohn, der sich unter sehr verwickelten Umständen wieder findet, u. s. w. Die Verfasserin erzählt lebhaft, in gutem fließendem Styl, für das eifrige Lesepublicum auch wol recht spannend, aber die geistige Ausbeute, die wir davon tragen, ist gering. Weder in Reflexionen noch in der Darstellung wird uns etwas wesentlich Neues geboten.

Ein ernsteres Streben zeigt sich in dem nächstfolgenden Roman: „*Ruth*“. Die Verfasserin, **Mrs. Gaskell**, hat durch einen früheren Roman: „*Mary Barton*“, der nicht bloß mit Leidenschaft, sondern auch mit einiger Sachkenntniß die Noth der Fabrikarbeiter besprach, im englischen Publicum einen nicht geringen Anklang gefunden. Auch bei dem gegenwärtigen Roman erwartet man nach dem Anfang eine ähnliche Tendenz. Wir werden in die Werkstätte einer Putzmacherin eingeführt, und die Noth der armen Mädchen, die in derselben beschäftigt werden, scheint den Vorwurf des Gemäldes bilden zu wollen, allein im weitem Verlauf entwickelt sich eine rein individuelle Begebenheit. Ein armes junges Mädchen wird durch einen jungen Mann aus den höheren Ständen, der an sich durchaus nicht böse ist, der aber solche Verhältnisse ganz mit dem Leichtsinne seiner Klasse behandelt, verführt; wohlwollende Leute suchen sich ihrer anzunehmen, um sie dem Verderben zu entreißen, allein sie kann den Makel ihrer Schande nicht wegwischen und stirbt endlich am gebrochenen Herzen. Es ist in diesem Roman eine große Naturwahrheit. Die Charaktere sind mit sicherer Hand entworfen, und die sittlichen Zustände nur zu treffend geschildert. Die Verfasserin besitzt ein sehr starkes sittliches Gefühl, das sich durch keine Sophismen des Verstandes oder des Herzens irre machen läßt. Allein wir müssen doch gestehen, daß das Buch vom ästhetischen Gesichtspunkt aus betrachtet, einen nicht sehr angenehmen Eindruck macht. Es ist eine fortgesetzte Quälerei, die zwar unser Mitleid in Anspruch nimmt, die uns aber doch zuletzt peinlich wird. Dagegen ist es sehr erfreulich, den Ernst zu

beobachten, mit dem die Engländer, nachdem sie einmal so weit aus ihrem Puritanerthum herausgetreten sind, um dergleichen Probleme überhaupt in's Auge zu fassen, an die Lösung derselben gehen, namentlich wenn man sie darin mit den Franzosen vergleicht. — Wir haben vor einiger Zeit einen Roman des Amerikaners Hawthorne, „der Scharlachbuchstabe“, besprochen, welcher das nämliche Problem behandelt. In diesem war der Frage eine mehr phantastische Wendung gegeben. Mrs. Gaskell dagegen hält sich ganz auf realem Boden; sie vermeidet selbst einen naheliegenden Idealismus, weil es ihr mehr um die ernste Darstellung des Gegenstandes zu thun ist, als um den sonst gewöhnlichen Zweck des Romans, den romantischen Reiz der Geschichte.

Da uns dieser Roman in die Literatur eingeführt hat, welche jetzt in England ziemlich stark um sich greift, in jene kühne, strebsame Philanthropie, die sich in der Untersuchung ihrer Probleme durch die Glaubenssätze der englischen Orthodoxie nicht mehr irren läßt, so führen wir bei dieser Gelegenheit einen andern Roman an (gleichfalls in der Tauchniger Ausgabe enthalten), der zwar schon etwas älter ist, den wir aber noch nicht besprochen haben, und der schon um seines Verfassers willen eine kurze Besprechung verdient. Er heißt: *Yeast: a problem*. *Yeast* bedeutet auf Deutsch die Hefe, oder eigentlich den Gährungsproceß überhaupt, und der Roman bemüht sich, an einzelnen Figuren aus der höheren Gesellschaft wie aus dem Handwerkerstande jene Zerfetzung aller sittlichen Begriffe anzudeuten, die nach seiner Ansicht zur vollständigen Auflösung aller Verhältnisse, oder zu einem neuen Glauben führen muß. Wir finden in demselben nur gebrochene Charaktere, problematische Naturen, die so lange alle Ideen und Empfindungen analysiren, bis sich ihnen zuletzt die Realität selbst in eine Schattenwelt verflüchtigt. Die Handlung ist sehr einfach und dürftig; man kann eigentlich kaum davon reden. Auch den Charakteren fehlt jene feste, reale Basis, ohne welche auch die besten psychologischen Studien immer nur zu einer Mosaikarbeit führen; aber in den Reflexionen ist ein großer Reichthum an Gedanken und ein eminentes Scharfsein entwickelt, und es blickt eine Natur durch, die nicht an dem Zweifel ein leeres Behagen findet, sondern die sich mit großem Ernst bemüht, über den Zweifel hinauszukommen. Dieser Ernst unterscheidet das Buch vortheilhaft von den jungdeutschen Versuchen derselben Gattung, und auf der andern Seite von Thackeray, der bei den trüben Resultaten seiner Philosophie ohne weitere Anstrengung stehen bleibt. Am Auffallendsten ist uns die Sprache und die ganze Darstellungsweise, die durchaus von der gewöhnlichen englischen Methode abweicht und mehr an das Deutsche erinnert. Es ist vorzugsweise der Einfluß Carlyle's, der sich darin ausspricht. — Der Verfasser dieses Romans ist ein Geistlicher, **Charles Kingsley**, Rector von Eversley. Er hat sich früher vorzugsweise durch zwei Schriften, durch den Roman: *Alton Locke*, und durch das Drama: *the saint's tragedy* bekannt gemacht. Der Held des ersten war

ein Schneider, der zu gleicher Zeit dichterische Versuche machte, und sich in die chartistischen Bewegungen verlocken ließ, um die Leiden des Volks, die er an sich selbst empfand, zu heilen; der Gegenstand des zweiten die heilige Elisabeth von Ungarn, die aber nicht in dem alten christlichen Sinn aufgefaßt wird, sondern als ein Opfer der finstern katholischen Weltanschauung, die um einer Abstraction willen alle Natur und alle Menschlichkeit mit Füßen tritt. — Alle diese Schriften zeigen uns deutlich, daß auch die Festigkeit der englischen Hochkirche dem modernen Scepticismus keinen entschiedenen Widerstand mehr entgegenzusetzen vermag, um so mehr, da Kingsley in seinen Bestrebungen keineswegs allein steht. Gerade unter den kleinen Pfarrern finden sich jetzt eine ganze Reihe selbstständiger Naturen, die den religiösen Trieb, aus welchem früher die zahlreichen Secten hervorgingen, auf das praktische Leben werfen. Sie unterscheiden sich von den französischen Aposteln des neuen Evangeliums dadurch, daß sie nicht von allgemeinen Abstractionen ausgehen, sondern die wirklichen Verhältnisse analysiren, und wie scharf sie auch in ihrer Opposition sind, dennoch sich aus der Realität nie ganz verlieren. Diese Kritik der socialen Zustände tritt allmählich über die rein politischen Fragen hinaus, und jede der großen politischen Parteien sucht sie auf irgend eine Weise an sich zu ziehen, um damit zu ihren Zwecken zu operiren. Während der französische Radicalismus sich beständig in apodictischen Ideen bewegt und den wirklichen Verhältnissen eine einfache Verneinung entgegensetzt, stürzt sich der englische unerschrocken in das Chaos der Thatfachen, und ist daher fruchtbar auch selbst in seinen Verirrungen, denn jede Analyse der Wirklichkeit fördert die politische Erkenntniß. Der Hauptverbündete Kingsley's ist der Professor Frederik Maurice, der mit ihm gemeinschaftlich eine Zeitschrift „Politik für das Volk“, herausgibt. Diese Zeitschrift hat durchaus nicht einen chartistischen Anstrich; eher könnte man sie mit den Socialisten in Verbindung bringen, obgleich sie zu positiv ist, als daß man sie ganz in diese Kategorie werfen könnte. — Ein anderer höchst geistvoller Schriftsteller dieser Richtung ist Henry Mayhew, aus dessen Werk über die Armen und Handwerker von London wir seiner Zeit einzelne Mittheilungen gemacht haben. Zu derselben Richtung gehören noch zwei Romane, die im Jahre 1854 erschienen: *The worker and the dreamer* (der Arbeiter und der Träumer von dem Pfarrer Horne, viel pathetischer und abstracter gehalten, als die Schriften von Kingsley, und John Drayton vom Professor Mitchell, der zwar etwas einförmig und trocken ist, aber im Ganzen eine sehr verständige Auffassung von den Zuständen der arbeitenden Klassen giebt. — Von Kingsley selbst erscheint gegenwärtig in *Frazer's Magazine* ein großer historischer Roman: *Hypathia*, eine Darstellung des Christenthums in den Zeiten des römischen Kaiserreichs, der bei vielen vortrefflichen Einzelheiten im Ganzen den historischen Ton nicht sehr glücklich getroffen hat.

Wir schließen mit einem neuen großen Roman **Bulwer's**: *My novel*, or,

varieties in English life. By Pisistratus Caxton. Wir haben schon bei der Besprechung seines vorletzten Romans auszuführen gesucht, daß die neue Richtung, die Bulwer seinem Talent gegeben hat, mehr aus der herrschenden Stimmung des Publicums, als aus einem innern Trieb entspringt. Diese Manier ist in dem neuen Roman noch übertrieben. Bulwer bemüht sich unangesezt, humoristisch zu sein, er macht eine Reihe unnöthiger Excurse, und läßt sich in diesen gerade so gehen, wie Dickens und Thackeray; aber um in dieser bequemen und nachlässigen Weise zu schreiben, muß man eine unerschöpfliche Ader von guter Laune und von phantastischen Einfällen haben. Diese besitzt Bulwer keineswegs. Seine Excurse sind daher nicht unterhaltend, sondern nur langweilig und störend. Es ist das eigentlich sehr schade, denn wenn der Roman etwa auf ein Drittel seines gegenwärtigen Umfangs eingeschränkt wäre, so bliebe sehr vieles Gute darin. In den Sarkasmen gegen das heuchlerische Wesen weltlich gestunter Menschen, so wie in der Nachbildung wirklicher Züge aus dem Leben überhaupt ist Bulwer noch immer zuweilen sehr glücklich; an Scharfsinn und Beobachtungsgabe fehlt es ihm nicht im Mindesten; und wenn das auch noch nicht ausreichen würde, ein wirkliches Kunstwerk hervorzubringen, so könnte doch bei seiner in der That sehr umfassenden Bildung immer ein sehr interessantes Buch daraus hervorgehen, wenn er es verstände, sich einzuschränken und sich einer bestimmten Form zu unterwerfen. Die ewigen leeren Dialoge, mit denen das Buch gegenwärtig überfüllt ist, machen es dem Leser schwer, sich durch die starken vier Bände durchzuarbeiten, obgleich man häufig durch einen sehr treffenden Zug überrascht wird. Die Darstellung der politischen Verhältnisse, die Bulwer auch diesmal, wie er es sonst zu thun pflegte, in den Roman verwebt hat, leidet zwar an einer ziemlich starken Einseitigkeit, allein es ist damit doch nicht so schlimm, als man es nach den Manifesten, die er nach seinem Uebertritt zur Torypartei schrieb, erwarten sollte.

Die bildende Kunst in München.

2.

C o r n e l i u s.

Das Herz geht mir weit auf, wenn ich von beiden Schweslerkünstlern endlich auf mein Juwel, die kostbarste culturhistorische Errungenschaft komme, die dem geliebten Vaterland nach seiner großen Literaturperiode geworden, die deutsche Malerei. — Haben wir uns in der Architektur nur erst des Ansages zu bedeutenden Ergebnissen zu rühmen, sind die ausgezeichnetsten Resultate unserer Sculptur, auf die ich später zurückkommen werde, nicht in München zu suchen,